

Gebser Rundbrief

Informationsblatt der JGG



Bild:
Max Diel, Detail aus Aquariensaal,
2008, 200×125 cm

32
April 2009

Editorial

Rudolf Hämmerli

Die Gebsertagung in Bern im Herbst 2008 war für mich und viele von uns ein guter und auch gut besuchter Anlass. Die Rückmeldungen waren entsprechend positiv. Jürgen Erhard, ein Freund aus Berlin, schrieb mir in einem Brief: «Es war eine gute Tagung für uns mit vielen anregenden Gesprächen in einer freundlichen Atmosphäre und intensiven Erlebnissen. Ich denke an den Blick vom Berner Hausberg auf das Alpenpanorama im Sonnen- und Mondlicht zugleich.» Ja, das herrliche Wetter, der wörtlich goldene Herbst jener Tage hat auch zum Gelingen der Tagung beigetragen; für mich in besonderem Mass auch die Musik von Franziska Stadelmann, welche die möglichen mentalen Fixierungen mit ihrer Flöte immer wieder weggeblasen hat. Nun planen wir bereits die Tagung 2010. Sie soll ebenfalls im Herbst am gleichen Ort, an der Pädagogischen Hochschule in Bern, stattfinden.

Dieser Rundbrief ist in gewissem Sinn eine Kunstnummer. In meinem Aufsatz über die Zeit geht es um die Lebenskunst, im Artikel von und über Max Diel geht es um die zeitgenössische Malerei, im Artikel über das neueste Buch von Franz Dodel geht es um die Dichtung unserer Tage. Mein Artikel erscheint gleichzeitig in der Zeitschrift «Psychosynthese», einer Zeitschrift, welche dem Werk von Assagioli verpflichtet ist und die psychologische Arbeit bekannt macht, die auf seinen Erkenntnissen aufbaut, Erkenntnisse, welche Jean Gebser am Ende seines Lebens selber so wichtig waren, dass er die Psychosynthese als die Psychologie des integralen Bewusstseins verstanden hat.

Max Diel hat, wie einige sich erinnern werden, bei der Ausstellung zum hundertsten Geburtstag von Gebser in der Universitätsbibliothek in Bern 2005 mitgewirkt. Das damals neben andern seiner Werke ausgestellte Gebserportrait soll in diesem Rundbrief in Erinnerung gerufen werden. Für mich ist Max Diel ein Maler, der das Aperspektivische zum Ausdruck bringt. Das liegt nicht an den Motiven, sondern an der Art der Darstellung. Sie ist vielschichtig, transparent und vor allem von einer direkten Intensität. Die Stille der Aufmerksamkeit bei der Betrachtung seiner Bilder holt mich nicht aus dem Alltag heraus, sondern bringt mich in ihn hinein, dorthin, wo er zum «All-Tag» (vgl. Gebser am Schluss des 2. Bandes von Ursprung und Gegenwart) wird.

Die Dichtung von Franz Dodel trifft einen ganz besonderen Ton: Es gibt nichts zu verstehen und doch wird einem viel klar dabei. Der Text gibt immer wieder Anlass zum Schmunzeln, ja zum Lachen, und dieses Leichte ist gerade unmittelbar

bei dem, was ernst und unerbittlich ist. Der Zuhörer, ich habe Franz Dodel schon mehrmals seine Werke vorlesen hören, der Leser kann sich dem Text überlassen, er weiss, irgendwo werde ich aufwachen, an einer überraschenden Stelle wird sich der Text verdichten, nicht zu einer Pointe, die verpufft, nein, zu etwas, das bei einem bleibt, ohne, dass man genau sagen könnte, was es ist.

Sowohl Max Diel als auch Franz Dodel kennen Gebsters Werk gut, aber ganz unabhängig davon, ist ihre Kunst fürs aperspektivische Bewusstsein nicht nur ein Beispiel, sondern eine Ein-Übung.

Ursa Krattiger fasst für uns zusammen, was am achten Gebstertreffen in Bern vorgestellt worden ist. Es ging bei diesem Treffen um die sehr konkrete Ebene von Politik und Ökonomie. Peter Gottwald eröffnet mit seinem Beitrag über den gnostischen Anteil bei Gebser ein Gespräch, in das ich gerade eintrete, indem ich das, was ich Peter Gottwald auf seinen Beitrag hin in einer Mail geschrieben habe, hier mit seinem Einverständnis auch abdrucke als möglichen Anfang eines Gesprächs zu diesem Thema.

Ein Wunsch für uns alle zum Schluss: Lasst uns nicht zu ernst werden, lernen wir vom Ernst der Kinder! «Kinder wissen es, ja tun es: wenn sie spielen: das ist wirklicher Ernst, unentstellt, und selbst ihr Lachen dann und wann ist nichts anderes als das Sichtbarwerden ihres schneller kreisenden Blutes und ihres vor Hingabe hüpfenden Atems.» Gebser GA Bd. VII, S.252 ◆

1. Zeitinseln im Zeitstrom

Rudolf Hämmerli

Immer ist die wichtigste Stunde die gegenwärtige.
Immer ist der wichtigste Mensch der, der dir gerade gegenüber steht.
Immer ist die wichtigste Tat die Liebe.

Meister Eckhart

Tomorrow never happens!

Janis Joplin

Im Voraus

Es gibt keine Veränderung, sagt ein Denker der alten Welt, es gibt nur die Kugel des Seins. Ein anderer seiner Zeitgenossen, nicht minder berühmt, sagt dem entgegen: Es gibt nichts, was bleibt oder gar sich selbst bleibt, ausser dem grossen Gesetz der ständigen Veränderung. Beide, Parmenides und Heraklit, haben paradoxerweise Recht! Dieses Paradox bedeutet, dass wir leben können, was sich scheinbar ausschliesst: Zeitinseln im Zeitstrom.

Wie kommen wir dahin? Wir lieben es, wenn uns Zeit geschenkt, wir hassen es, wenn uns Zeit geraubt wird. Zeit schenken uns Menschen, die anwesend sind, wenn sie da sind, und eine Beziehung entsteht, Zeit schenken uns Kreativität und Schönheit, wie sie uns fast immer umgeben, wenn wir die Augen öffnen können. Zeit raubt uns sinn-tötende Arbeit, besser: sinnleere Beschäftigung, Zeit raubt uns neurotischer Leerlauf, der sich ja dadurch auszeichnet, dass man in der Hoffnung, sich zu schützen, das Leben vermeidet. In der Medizin nennt man das «Schonhaltung», die zu Verspannung und chronischem Leiden führt. Zeit raubt uns auch der liebe Mitmensch, wenn er uns scheinbar wohlmeinend in seine neurotischen Zwangswege hineinlocken will. Wir selber haben die schreckliche Tendenz, den anderen und vor allem auch uns selber lieblos die Zeit zu stehlen. Aber, was wir oft vergessen ist die Möglichkeit uns selbst und anderen Zeit zu schenken und Zeit schenken (nicht Zeit bekommen) ist der Weg zu Zeitfülle und Zeitfreiheit.

Zeitinseln

Eigentlich haben wir ja keine Zeit! Immer ist uns dieses Gefühl bis tief in die Knochen hinein «bewusst». Was wir tun, leben, das tun und leben wir, trotzdem wir keine Zeit haben. Jean Gebser schreibt: «Ich habe keine Zeit» – dieser millionen-

fache Ausspruch des heutigen Menschen ist symptomatisch. Die ‚Zeit‘ ist, wenn auch vorerst noch in negativer Form, seine grösste Präokkupation. Der es sagt, glaubt, er spräche von der Uhrenzeit. Wie würde er erschrecken, realisierte er, dass er in dem gleichen Augenblicke auch sagt: ‚Ich habe keine Seele‘ und ‚Ich habe kein Leben!‘»

Es gibt viele Gründe, warum wir keine Zeit haben: Es gibt das VIP-Syndrom: «Ich bin wichtig, ich bin gefragt!» Die weltliche Spielart hat meist beruflich sehr viel ganz Wichtiges zu tun, die spirituelle Spielform muss für die Welt arbeiten, sie allenfalls retten oder wenigstens radikal verändern, da gibt es in der Tat viel zu tun. Es gibt am anderen Ende der Skala das Sklaven-Syndrom: «Wann hört das endlich auf, wann lässt man mich endlich in Ruhe!» Da wird geklagt, meist über Institutionen, Vorgesetzte, Partner, Kinder, Arbeitsbedingungen, Geldmangel, die es erzwingen, dass man keine Zeit hat. Es gibt noch eine dritte Art der Zeitarmut: Das Endlich-kommich-Syndrom: «Jetzt komme ich mal dran, jetzt will endlich ich es mir gut gehen lassen.» Oft kommt wenig dabei heraus. Diese Endlich-Ich-Freizeitaktivitäten sind oft nur ein paar Leertritte im Hamsterrad der Geschäftigkeit. Da ich alle drei Arten der Zeitenge aus eigener Erfahrung kenne, bin ich glücklicherweise davon befreit, auf jemanden, der in der Zeitklemme sitzt, herunterzusehen. «Zeitarmut, Zeitenge, Zeitklemme», ach, da wird es einem ganz erbärmlich, ganz elend zumute, ich kenne das Gefühl.

Mit dem **ersten grossen Schritt** auf dem Weg zur Zeitfreiheit machen wir uns bewusst auf den Weg, die Zeitinseln zu finden. Nein, es sind nicht einfach die Ferien gemeint, auch nicht das verlängerte Wochenende. Es geht hier wirklich um die Inseln der Seligen, von denen man vor alter Zeit mal geglaubt hat, dass es sie gibt. Wie kommt man dahin? Die lineare Zeit kann man nur vertikal überwinden. Ich habe kürzlich einen Vortrag gehört, in dem ein geläufiger Buchtitel zitiert worden ist: «Ich bin dann mal weg.» Er wurde ziemlich am Anfang des Vortrags erwähnt und ist in meinem Bewusstsein wie stehen geblieben, hat sich dann wie ein Mantra von selbst immer wieder erneuert und sich so eingepägt. «Ich bin dann mal weg...» Aufbrechen, mal weggehen; das bedeutet unterbrechen des linearen Zeitablaufs. Der lineare Zeitablauf hat etwas Trostloses. Eine Frau, die gegen die Siebzig geht, hat kürzlich die Ausweglosigkeit der linearen Zeit in einem Gespräch mir gegenüber genau auf den Punkt gebracht: «Wenn wir Kinder sind, wollen wir ständig gross werden, wollen wie die Grossen sein, wenn wir gross sind, wollen wir einen Beruf erlernen, unseren Beruf, in dem wir das tun können, was uns entspricht, wir wollen dann ev. mit einem Partner zusammen leben, Kinder haben, wollen ev. ein Haus erwerben oder sogar bauen; wenn wir alt sind, können wir nichts mehr wollen, wollen wir nichts mehr, es gibt keine Ziele mehr, es wartet nur noch der Tod auf uns.»



Max Diel,
Am Fenster
(Sockenbild),
2005,
150×250 cm

Diese Darstellung kann nur noch eine Geschichte von Kafka überbieten:

Kleine Fabel

«Ach», sagte die Maus, «die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.» –

«Du musst nur die Laufrichtung ändern», sagte die Katze und frass sie.

Aus der linearen Zeit gibt es keinen linearen Ausweg, auch die Umkehr gibt es auf dieser Ebene nur als Regression und Verzweiflungstat. Wenn wir «weg gehen» machen wir aber die Erfahrung, dass die Welt wieder neu wird. Unsere Augen werden frisch, die Welt hat wieder den Glanz, den sie hatte, als wir sie als Kinder neu entdecken konnten. Dafür braucht man nicht immer weit zu gehen, aber manchmal schon. «Weit» heisst, weit weg vom Gewohnten. Eine neue Umgebung hilft, innere und äussere Reisen sind ein Schlüssel dazu, die Zeit bekommt eine andere Qualität. Walter Benjamin beschreibt die besondere und beglückende Erfahrung, sich wieder mal in einer Stadt verirren zu können. Das ist meistens nur in einer fremden Stadt möglich. Ein, zwei Tage werden manchmal als sehr lang empfunden, man vergisst diese Tage jedenfalls nicht mehr, auch wenn man später vielleicht nicht mehr weiss, in welchem Jahr diese Tage (der linearen Zeit sind sie eben gar nicht eingeordnet) stattgefunden haben; die Tage selber aber, die Inseltage bleiben präsent, sind nicht einmal wirklich vergangen, bleiben ein Potential, dass uns die Gegenwart und auch die Zukunft gestalten hilft. Dass man nicht weit gehen muss, im räumlichen Sinne, ist darum wahr, weil schon ein Buch eine Insel sein kann, das Meditationskissen auch. Die Quäker, mit denen ich jahrelang in ihrem «Silent Meeting» gesessen bin, nennen das Stillsitzen: Waiting for God. Das Wort Gott ist mir heute zwar etwas abhanden gekommen, aber nur das Wort. Jede Inselerfahrung knüpft genau an das an, was ich damals als inneren Aufbruch («Ich bin dann mal weg...») erlebt habe: Waiting for God. Ich kenne Menschen, die in der eigenen Stadt auf dem Campingplatz am Fluss ein paar Tage im Zelt verbringen. Man muss tatsächlich nicht weit gehen, um diese Erfahrung der Zeitinsel zu machen, aber weit genug. Weit genug bedeutet, es muss ein Unterbruch, ein Aufbruch stattfinden. Sonst bleibt man im Alten, nimmt schlimmstenfalls das Alte noch mit. «Weg von hier ist mein Ziel.», sagt der Mann in Kafkas Geschichte «Der Aufbruch», als er sein Pferd sattelt, um wegzureiten. Wir müssen uns abgrenzen lernen, heisst es. Stimmt! Am meisten müssen wir uns gegenüber unseren Sorgen abgrenzen können. Das Innehalten auf einer Zeitinsel setzt eine gewisse Sorglosigkeit voraus. Wenn wir dem Kreisen der Sorgen nicht wenigstens für kurze Zeit keine Aufmerksamkeit mehr schenken kön-

nen, werden wir die Stille nie hören, die sich bei der Insele Erfahrung einstellt. Die Inseln der Seligen umgibt eine heitere Stille. Zwei Voraussetzungen sind wichtig: Ich muss aufbrechen können. Wenn ich im Gewohnten bleibe, zeigt sich die Insel nicht. Ich muss zudem die Insel betreten, wenn ich sie nur von weitem sehe und erschne, verschwindet sie wieder.

Wie einfach das sein kann, zeigen zwei Beispiele aus meinem Leben: Mehrmals habe ich in einer Wohnung gelebt, von der eine Treppe in den Garten führt. Auf diesen Treppen bin ich immer wieder gesessen. Das war eine tägliche Gewohnheit. Nicht mehr im Haus, auch nicht im Garten und nicht schon mit Gartenarbeit beschäftigt. Einfach auf der Treppe sitzen und in den Garten hinausschauen, der einmal winterlich kahl ist, einmal frühlinghaft blüht. Zurzeit lebe ich in einer Wohnung, die keine solche Treppe hat, aber ich sitze weiterhin genau auf dieser Treppe, es ist eine innere Treppe geworden, und ich weiss auch, wann ich dort sitze.

Mein zweites Beispiel: Ich sass einmal mit meiner über 90-jährigen Mutter auf einer Parkbank unter grossen Bäumen, wir ruhten uns vom Spaziergang aus. Es war ein sehr heisser Tag im Hochsommer, wir redeten nicht, sondern waren fast ein bisschen benommen von der Hitze. Da kam wie aus dem Nichts eine junge Frau auf uns zu mit zwei grossen Gläsern Bier. Die schöne Farbe der kühlen Flüssigkeit in den beschlagenen Gläsern leuchtete in der Sonne. Ich hatte keine Zeit erstaunt zu sein und dankte. Die Frau verschwand, wie sie gekommen war und verblüfft sah ich, wie meine Mutter das Glas einfach leertrank, sie, die nie, dass ich wüsste, jemals in ihrem Leben Bier getrunken hätte. Nun trank sie das grosse, volle Glas leer ohne Kommentar. Ich trank schweigend mein Glas, immer noch nicht wissend, warum wir diese beiden Gläser Bier überhaupt bekommen hatten. Die kleine Geschichte ist mir ganz gegenwärtig, es ist eine Insel, ein Ereignis ausserhalb der Kontinuität, das ich hier nicht deuten mag, dessen Intensität und gleichzeitige Einfachheit mir aber freudig und klar in Erinnerung geblieben sind. Dass uns die Biergläser gebracht worden sind, hat später eine ganz banale Erklärung gefunden: Es ist in diesem Park am Abend vorher ein Fest gewesen, die Crew, die den Festbetrieb am Tag darauf abgebaut hat, hat uns gesehen und uns aus guter Laune das Bier gebracht. Da die Bar für mich unsichtbar hinter einer Häusercke versteckt war, kam es mir so vor, als sei die Frau aus dem Nichts aufgetaucht, was sie allerdings in meiner Erinnerung immer noch tut. Diese Geschichte ist eine Inselgeschichte: Die Gewohnheit der Erfahrung wurde durchbrochen durch die Erfahrung des einfachen, geschenkten Glücks. Was hat diese Erfahrung begünstigt? Ich habe mich auf einen Spaziergang begeben, mich dem Rhythmus eines alten Menschen angepasst und bin auf der Parkbank gesessen, ohne Ziel, wollte ein bisschen Zeit mit meiner Mutter verbringen. Die Zeitinsel taucht oft einfach auf, als ein Geschenk, als Gnade des guten Augenblicks.

Im Zeitstrom

Der **zweite notwendige Schritt** auf dem Weg zur Zeitfreiheit ist ein Sprung, der Sprung in den Fluss der Zeit. Alles ist im Fluss, auch die Brücke, auch ihr Geländer. Man darf nicht auf der Zeitinsel bleiben. Die Zeitinsel ist kein Refugium. Ich kenne eine wiederkehrende Form des Traumes, die, wie ich weiss, recht verbreitet ist: Ich bin ganz versunken in mein Tun und Erleben, plötzlich bricht ganz unerwartet und schnell die Katastrophe über mich und alle anderen herein, wir haben keine Zeit uns zu schützen und keine Chance uns zu retten. Manchmal kommt es trotz allem gut in einem solchen Traum, weil etwas Unlogisches passiert, z. B. dass ich wie vergessen und verschont werde oder dass ich mich einfach auf den Weg mache, ohne zu wissen wohin und mit welchem Erfolg, und das Dunkle geht an mir vorbei. In vielen Fällen bleibt aber nur noch das Erwachen oder eben im Traum die Erfahrung des eigenen Untergangs. Vielleicht ist der Traum ein Einüben in den Tod, ins Sterben, in die Hingabe, in den Kontrollverlust. Ich vermute, das Träumen übt fast unabhängig vom Bildinhalt den Tod mit uns jede Nacht, damit wir vorbereitet sind auf die Tode im Leben, die Brüche und Abschiede, und auf den Tod, der zum grossen Leben dazugehört. Nicht das Zurückweisen solcher Bilder sollte unser Ziel sein, sondern das Anerkennen des Unerwarteten, des Unterbruchs von allem, was wir uns gewohnt sind. Ich empfinde Momente der Anerkennung des Abgründigen im Leben als Glück. Es gibt einen Roman von Josef Conrad, der wie wenige Bücher, die ich gelesen habe, zu meinem Innersten spricht. In diesem Roman ist die völlige Niederlage der Hauptfigur, sein Scheitern, zugleich der Sieg, darum heisst der Roman «Victory». Allerdings ist eine Niederlage nur dann ein Sieg, wenn die Zerstörung den äusseren oder inneren Gefängnismauern gilt, sonst nicht.

David Bach, einigen bekannt als Lehrer der Psychosynthese, hat im Auto mal zu mir gesagt, der Anlass dazu übrigens war völlig banal: «Ich hasse es, wenn's klappt.» Der Satz ging in mich hinein, so dass ich mich noch genau und in Zeitlupe an die Atmosphäre dieser sonst unwichtigen Autofahrt erinnere, besonders aber an diesen Moment. Seither ist der Satz mir immer wieder in all den Jahren, die seither verflossen sind, spontan in Erinnerung gekommen, meistens, wenn mir etwas misslang, alles schief ging. Wenn ich den Satz in mir höre, kann ich meistens lächeln, obwohl nichts mehr so geht, wie ich es will. Dieses Steckenbleiben, das regelmässig unseren Ärger weckt, ist oft lebenswichtig, lebensfördernd. Von ihm schreibt auch Pirsig in seinem Roman «Zen oder die Kunst ein Motorrad zu warten». Er beschreibt den Moment, in dem der Schlüssel im Zündschloss des Anlagers abbricht..., die Fahrt kann man fürs erste vergessen. Dann kommt etwas zum Tragen, was Pirsig die Erfahrung der Qualität nennt. Wenn ich so völlig stecken bleibe, merke ich, wie mein Denken, mit dem ich die Wirklichkeit verwechselt habe, stecken bleibt. Zeitgleich vernehme ich das Rauschen des Lebens, das ich nicht mehr wahrgenommen habe.



Max Diel, Baum,
2008,
80 × 160 cm

John Lennon singt: «Life is what happens while we are busy making other plans...» Und Dürrenmatt meint: Je perfekter der Plan, desto gründlicher sein mögliches Scheitern. Viele haben es beschrieben, dieses Geheimnis des Zeitwirbels im Zeitstrom. Als Kind, das in Bern am Fluss der Aare aufgewachsen ist, hat man mir eingeschärft: Wenn dich der Wirbel in der Aare mal runterzieht, dann wehr dich nicht, lass dich nach unten ziehen, unten schwimmst du dann weg, dort hat der Wirbel keine Kraft mehr und der Fluss trägt dich weiter. Oben wehrt sich das Denken gegen den Strom, der uns herunterziehen will. Unten ist der Ausweg schon da. Sich dem Fluss des Lebens anvertrauen, heisst nicht fahrlässig oder fatalistisch in die Wirbel hineinschwimmen, nein, es heisst nur: wach das Unerwartete erwarten ohne Panik, ja mit einem gewissen Interesse, einer berechtigten Neugier. «Störung hat Vorrang» ist einer der Leitsätze von Ruth Cohn. Ich habe den Satz so verstanden, dass wir sowieso der Störung den Vorrang geben müssen, ob wir wollen oder nicht, die gebrochene Hand lässt sich ja nicht ungeschehen machen. Wie wir uns aber dazu verhalten, wenn die Störung eintritt, das ist unsere Wahl. Der zeitfreie Umgang mit Störung ist ihre unmittelbare Anerkennung (ärgern kann und darf man sich dann immer noch).

Fernando Pessoa, der Dichter und Philosoph aus Portugal, hat ein Gedicht geschrieben, das auf präzise Weise das zeitfreie Ja zur «Störung» zum Ausdruck bringt. Er spricht nicht von «Störung», sondern von «Unterbruch» und «Sturz»:

Von allem bleiben drei Gewissheiten zurück:
Die Gewissheit, dass wir immer am Anfang stehen
Die Gewissheit, dass wir weiter machen müssen
Die Gewissheit, dass wir unterbrochen werden, bevor wir zu Ende sind.
Darum müssen wir:
Aus dem Unterbruch einen neuen Weg suchen
Aus dem Sturz einen Tanzschritt
Aus der Angst eine Leiter
Aus dem Traum eine Brücke
Aus der Suche ein Zusammenkommen.

De tudo ficam três certezas:
A certeza de que estamos sempre começando
A certeza de que precisamos continuar
A certeza de que seremos interrompidos, antes de terminar
Portanto: devemos, fazer
Da interrupção um caminho novo
Da queda um passo de dança
Do medo uma escada
Do sonho uma ponte
Da procura, um encontro

Erst wenn wir die Zeitinsel kennen, können wir uns der Zeit rückhaltlos anvertrauen. Aus dem Zugleich von Distanz zum Gewohnten und der Hinwendung und Zuwendung zu dem, was das Leben uns bringt, entsteht die Zeitfreiheit. Sie bedeutet, dass wir etwas entdecken können, was Gebser «das Wunder des Gefügtseins des Lebendigen» nennt. Sobald dieses Geheimnis aufleuchtet, gibt es (immer wieder) keine lineare Zeit mehr. Diese Erfahrung ist oft nur von kurzer, sehr kurzer Dauer, das macht aber gar nichts, im Gegenteil: Da es nichts ist, was wir besitzen, konservieren oder kontrollieren können, sondern etwas Wirkliches, zu dem wir einfach und immer dazugehören, ist es nur wichtig sich dieser Erfahrung von mal zu mal zu öffnen. Die Zeitinseln im Zeitstrom sind Stationen dieser sich immer mehr vertiefenden Erfahrung. In seiner Autobiographie «Die schlafenden Jahre» schreibt Jean Gebser: «Ich habe es gelernt, auf die Hinweise, Winke und Anzeichen zu achten. Das Gewebe ist viel dichter als wir glauben, die Bezüglichkeiten viel stärker, als wir gemeinhin ahnen. Sie werden erfahrungsgemäss an den Kleinigkeiten offensichtlicher als an den so genannt grossen Geschehnissen. Mich beglücken immer von neuem diese Bezüglichkeiten, die gleichsam die kleinen Glanzlichter jedes Tages sind, wo verschiedene Lebensbereiche einander berühren und wo im Kleinen und Alltäglichen das Wunder des Gefügtseins des Lebendigen aufleuchtet.» ♦

2. Malerei

Max Diel

Auf den ersten Blick betrachtet, mag man mich für einen typischen Vertreter jüngerer deutscher Malerei halten. Nach intensivem Studium der Fundamente abstrakter Malerei habe ich mich – ebenso wie viele meiner Malerkollegen – wieder dem Gegenstand zugewandt. Dabei liefern häufig Fotos und Ansichtskarten Ausgangspunkte für mein Schaffen. Die eigenständigen Bildaussagen des bestehenden Bildmaterials werden in sowohl figurative als auch freie Malerei, welche nebeneinander bestehen bleiben, transformiert. In soweit begreife ich mich in einer Linie mit Künstlern wie Havekost, Weischer oder Neo Rauch.

Doch gibt es bei aller Wertschätzung für diese neue deutsche Malergeneration eine Grundeinstellung in meinem Werk, die mich von meinen Zeitgenossen unterscheidet. So geht es mir nicht nur um das «Was» und «Wie» der Darstellung, sondern insbesondere um die innere Haltung zur Malerei, bzw zum einzelnen Bild, welches immer wieder aufs neue kritisch hinterfragt sein will und letztlich auf eine Konkretion des Lebens abzielt.

Vor diesem Hintergrund betrachtet, erscheint mein Werk als unerwartet «sperrig» – es offenbart sich hier eine Nähe zu Künstlern wie Dieter Roth oder Raoul de Keyser. Das Festhalten an einem Thema oder einer Malweise kann in meinen Augen bestenfalls das Resultat künstlerischen Strebens, nie aber dessen Absicht sein. Einigen mag dieses Anliegen schlicht als Unvermögen erscheinen und womöglich haben die, die in solcher Weise über mich urteilen, sogar recht. Denn der Maler, der sein Werk vollkommen beherrscht, schlägt mit dieser Meisterschaft zugleich den ersten Nagel in seinen Sarg.

Ähnliches gilt für den Gebrauch der Perspektive. Meine Bilder sind fast immer mehrperspektivisch und das wiederum in mehrfacher Hinsicht. Häufig resultiert die perspektivische Mehrfachbrechung aus dem «Sampling» verschiedener Bildvorlagen und eigener Bild(re-)konstruktionen. Aspekte der Aussenwelt, welche dem Foto entlehnt sind, werden mit inneren Bildern (Erfahrungen und Erinnerungen) gebündelt, ins Ganze gebracht. Dadurch schleichen sich immer wieder autobiographische Aspekte in die Arbeit ein – ein willkommener Anlass, die «Echtheit» einer Arbeit zu überprüfen. Denn nur das, was mich berührt, mag auch einen potentiellen Betrachter etwas angehen.



Max Diel, Dacharbeiter (Caillebotte), 2007, 200×115 cm

So, wie auch das Leben aus immer wiederkehrenden Einzelmomenten besteht, so ist auch das einzelne Bild für mich Dreh- und Angelpunkt meiner Arbeit. Mit jedem einzelnen Bild setze ich mich aufs neue mit dessen bildnerischen Möglichkeiten auseinander. Häufig spielt dabei die Beschaffenheit der Bildoberfläche eine zentrale Rolle. Manche Arbeiten sind leicht und elegant, andere wiederum zeugen von einem langwierigen, ja fast martialischen Malakt. Hier kommt oft die Collage zum Einsatz – sie öffnet neue Perspektiven. Dort, wo die ersteren Bildentwürfe scheiterten. So können sich schon mal Schlüsselanhänger, Strümpfe oder ähnliches Vorgefundenes auf meinen Bildern wiederfinden und manchem verblüfften Ausstellungsbesucher muss ich gestehen, dass ich auf die Frage: «Was ist denn das?» keine Antwort parat habe. Denn was sich im Prozess der Einverleibung, der Verschmelzung von Aussen- und Innenwelt auf der Leinwand abspielt, entzieht sich unter Umständen meiner Kontrolle. ♦

Max Diel 1971 in Freiburg geboren, studierte Max Diel in den neunziger Jahren an der Gerrit Rietveld Akademie in Amsterdam, sowie an der HDK (heute UDK) in Berlin. Er hat sein Atelier in Berlin und wird von Galerien in Basel, Frankfurt und Bonn vertreten. Im Jahre 2004 waren seine Werke in einer Einzelausstellung in New York zu sehen. Lehrtätigkeit im Rahmen der Kunstvermittlung am Arp Museum, Rolandseck. Diels Arbeiten befinden sich im Besitz öffentlicher und privater Sammlungen. Seine Werke sind auch zu besuchen auf www.maxdiel.de

3. Franz Dodel: Nicht bei Trost. Haiku, endlos

Christian Bärtschi

Vorläufig darf man Franz Dodel beim Wort nehmen: Im Herbst 2008 sind weitere 6000 Zeilen seines unabschliessbaren Gedichts «Nicht bei Trost. Haiku, endlos» bei Edition Korrespondenzen Wien erschienen.

Der Autor mag einigen noch in Erinnerung sein, las er doch an der Gebser-Tagung 2005 in Bern aus seinem Gedichtszyklus «Nicht bei Trost – a never ending Haiku». Das nun ein weiteres Mal in Buchform vorliegende Endlos-Projekt begann der Autor im Jahr 2002 als Internetarbeit, wo die Fortschreibung übrigens unter www.franzdodel.ch immer noch täglich mitverfolgt werden kann. Inzwischen sind hier 14'500 Zeilen zu lesen. Wenn es auch scheint, Dodel überlasse sich einem nicht-abrechenden poetischen Gedankenfluss, so hindert ihn das nicht daran, den Blick immer wieder – sei es im Text selbst oder in unzähligen unveröffentlichten Notizen – auf die Schreibe selbst zu richten und seine Poetik zu hinterfragen. Doch lassen wir ihn selber sprechen:

«Ich versuche zu beobachten und was sich zeigt, einen Augenblick lang festzuhalten. Zugleich gilt es, den Akt des Beobachtens zu dokumentieren – allerdings mit der Gewissheit, dass der Beobachter selbst in der Beschreibung des Beobachteten nur zu erahnen ist.»

Was hier als Sprache ausgebreitet wird, entsteht im handwerklichen Prozess des Flechtens und Webens (was das Wort Text, von *textus*/Gewebe, ja schon nahe legt). Als *Carmen infinitum* bildet das Gewobene eine sich ausdehnende Fläche und entzieht sich der im linearen Verlauf möglichen Kontrolle. Es zählt der Gesamteindruck des entstehenden Teppichs, dessen unfassbare Materialität der Zwirn des Erinnerns ist und dessen rückseitiges Muster ins Endlose fortgesetzt sich leicht vorstellen lässt. Was den Leser betrifft, so wird auch er, falls er sich auf das zeitenthobene Er-Lesen einer so entgrenzten Textur einlässt, entlastet: An beliebiger Stelle nimmt er die Lektüre auf und setzt sie beliebig lang fort. Einige Zeilen mögen genügen. Vielleicht überfärben die eigenen Assoziationen – weil das formal Wiederholte, der Silbenrhythmus zum Rauschen wird – den vorliegenden Text und legen ihn zeitweise still, bis man schliesslich irgendwo wieder zu ihm zurückkehrt – oder auch nicht.

Dieses masslose und endlose Konzept wird nun jedoch rigide eingeschränkt durch die Unnachgiebigkeit der gewählten, für die deutsche Sprache ungemein sperrigen Form. Als Haiku-Kettengedicht (mit der stetigen Folge von 5-7-5-7 Silben) unterliegt der Text einer Behinderung, die sein Fortkommen verlangsamt und zu äusserster Bedächtigkeit, sozusagen zu einem Wandern an Ort, zwingt. [...] Der vorlie-

gende Text nimmt – und das ist die einzige verbindliche inhaltliche Vorgabe – nach jeweils 500 Zeilen (als Hommage) Bezug auf eine Stelle aus dem Werk Prousts.»

Man liest und liest – und weiss nicht, was soll man mehr bewundern: den Fluss der sprachgewaltigen, nicht endenden, auf der rechten Seite des Breviers gedruckten Haikus oder die dazu gehörigen, auf der linken Seite platzierten erläuternden Anmerkungen, von höchster sprachwissenschaftlicher Präzision. Die vom Autor beigefügten Bilder aus der Kunstgeschichte, von Postkarten oder eigenen Fotografien wurden – ebenfalls auf der Seite der Anmerkungen – von der jungen Graphikerin und Gestalterin Serafine Frey zeichnerisch umgesetzt. Und auch bei Dodels grossem Werk geht es mir so (wie übrigens auch bei anderen Büchern): Ist's der Text oder sind's die Anmerkungen, die mich besonders faszinieren? Ich denke, es ist beides: die Anmerkungen unterstützen und erläutern den Text, und dieser gewinnt dadurch an Griffigkeit...

Eine nicht endende Erzählung – ein nicht endendes Gedicht... Wo finde ich Ähnliches in der Kunst, in der Kunstgeschichte? Ganz spontan fielen mir dazu drei künstlerische Manifestationen ein, die das Motiv einer nie endenden Handlung (oder Haltung) beschreiben bzw. manifest werden lassen.

Da ist einmal die unvergessliche Penelope, Gattin des während Jahren im griechischen Raum und in den angrenzenden Gewässern herumirrenden Odysseus. In Itaka die Rückkehr ihres Gatten erwartend – wenn diese bei all den Prüfungen und Versuchungen, die er zu bestehen hat, überhaupt erfolgen wird – gelingt es ihr nur mit einer List, das Heer von gierigen Freiern hinzuhalten: Sie webt an einem kostbaren Mantel. Erst wenn dieses Werk vollendet ist, wird sie die Freier erhören. Worin besteht ihr Trick zur Herauszögerung?

Jetzt sass sie des Tages, und wirkt ihr grosses Gewebe,
trennt es sodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
Seit drei Jahr' entging sie durch List, und betrog die Archaier ...

Ein analoges Verfahren wird uns übrigens von den sog. «Wüstenvätern» berichtet: Meditierend flochten sie an einem Seil, lösten ihre Arbeit aber immer wieder auf, um neu zu beginnen...

Nun ist es ja bei Dodel nicht so, dass er nachts sein Werk auflösen würde – und in diesem Sinne ist der Vergleich nicht ganz stimmig. Aber alle paar Jahre bindet er es zwischen Buchdeckel – und nimmt anschliessend das sprachliche Gewebe wieder auf.

Textproben

am Wegrand der Mohn
hämmert sein Rot in das Licht
wirft Blüten ins Korn
aus zerknitterter Seide
schwankend und flüchtig
falzt er Leeres ein wenig
ins Abseits ohne
Anspruch auf Boden und Stand
duftlos vergänglich
bleibt er hinlänglich luftig
damit sich Sorge
nicht festsetzt in Kapseln und
milchigen Kammern
nichts Schweres erklettert den
drahtigen Stengel
alles bleibt ohne Gewicht
das Magnum Chaos
hat alle Formen durchkämmt
und nichts gefunden
ausser einer unsteten
Neigung zur Liebe

V. 6897–6917

ich bete nicht mehr
wie die Alten aber ich
suche dasselbe
und hoffe dass dieser Text
Gott gefällt es ist
unsinnig endlos weiter
zu schreiben jedoch
damit aufzuhören ist
noch unsinniger
also schreibe ich weiter
nach wie vor ist mir
der Zusammenhang nicht klar
zwischen den Wörtern
und dem was sie meinen was
hat das Wort Schneefall
zu tun mit dem Schnee wenn er
lautlos sich hinlegt?

V. 10357–10373

Die zweite Assoziation führte mich zum Facteur Cheval, einem einfachen Landbriefträger aus der Drôme, der sich Ende des 19. Jh./zu Beginn des 20. Jh. zum Ziel setzte, den PALAIS IDEAL zu erbauen. Während Jahrzehnten, bis zu seinem Tod, baute er an diesem skurrilen Bau. Tag für Tag sammelte er auf seinen Postgängen Steine und anderes Baumaterial, um seinen Traum zu verwirklichen. Von seinen Mitbürgern verlacht und verspottet, trieb er unbeirrt sein surreales Werk vorwärts ... Heute wird sein Märchenpalast jährlich von Hunderttausenden besucht

Und ein Drittes. Begegnet ist mir das merk-würdige Büchlein schon vor Jahrzehnten: «Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers». Es ist der Bericht eines Menschen, der für sich den Weg der Pilgerschaft wählt. Und dabei begleitet ihn das Herzensgebet: «Christe eleison – Herr erbarme dich meiner». Sich selber charakterisiert er folgendermassen: «Ich, nach der Gnade Gottes ein Christenmensch, meinen Werken nach ein grosser Sünder, meiner Berufung nach ein heimatloser Pilger, niedersten Standes, pilgere ich von Ort zu Ort. Folgendes ist meine Habe: Auf dem Rücken trage ich einen Beutel mit trockenem Brot und auf der Brust die heilige Bibel ...» Der äussere Weg: Pilgerschaft quer durch die Weiten Russlands, der innere: das unablässige Herzensgebet. Es geht in der Erzählung um das Wunder der gnadenhaften Führung; der Leser findet sich mit seinen eigenen Fragen, mit seinem eigenen Suchen im Weg des Pilgers wieder ...

Ich denke, so müsste man auch Dodels Verse lesen: meditativ und doch wach. Als Pilgerweg gewissermassen. Und – Hand aufs Herz: empfinden wir uns nicht alle in gewissem Sinne als Pilger, weben nicht auch wir an einem Lebensgewebe, auch wenn es sich nicht immer reimt oder in Haikus fassen lässt? Franz Dodel bringt als Künstler etwas aufs Papier – und das heisst: in die Sichtbarkeit –, das uns alle im Innersten beschäftigt. ◆



Franz Dodel, «Nicht bei Trost – a never ending Haiku»,
3 Bde., illustriert von Rudolf Steiner, Edition Haus am Gern,
Biel, 2004. [Z. 1–6000]
ders.: «Nicht bei Trost. Haiku, endlos», illustriert von
Serafine Frey, Edition Korrespondenzen, Wien 2008, 607 S.
[Z. 6001-12 000]

4. Achtes Treffen der Jean Geber Gesellschaft Schweiz

Ursa Krattiger

2 x integral: Management und Politik

Nein, die Jean Gebser Gesellschaft Schweiz ist offensichtlich keine «Psychokuschelgruppe», wie sich Werner Kaiser in seinem Referat «Integrale Politik – was ist das?» über ausschliesslich individualistisch und nach innen gerichtete Suchende mokierte; denn über vierzig Menschen waren am Freitag, den 20. Februar, wach und neugierig im Kursraum am Berner Münsterplatz zusammen gekommen, um sich mit gesellschaftspolitisch relevanten Fragestellungen auseinanderzusetzen: Einmal der Frage, wie denn Management integral verstanden und praktiziert werden und zweitens wie eine integrale Politik aussehen könnte. Die lebhaft vorgetragene Referate zu beiden Themen lösten unter den Anwesenden angeregte, intensive Diskussionen aus.

Josef Stadler ist Unternehmensberater und berät seit 1994 von Inhabern geleitete Firmen und öffentliche Institutionen in der Kunst des «integralen Managements» (www.managementberater.ch). Er geht dabei von der Grundthese aus, dass «menschliches Sein und wirtschaftliches Tun zu verbinden» sind. Auf den Punkt gebracht heisst menschliches Sein, «mir selbst und anderen mit Würde begegnen», während wirtschaftliches Sein darin besteht, «für mich und andere einen Nutzen zu erzeugen». An einem vierteiligen «integralen Modell» und Beispielen aus der Praxis schilderte Josef Stadler anschaulich, worin seine Beratertätigkeit besteht. Und zur aktuellen Weltlage hatte Stadler eine positive und eine negative Botschaft: 1. sei und komme alles viel schlimmer, als wir es uns heute eingestünden, aber 2. seien Menschen und Organisationen, die integral denken und handeln, besser gerüstet als die «mentalen», mit dieser Krise und Umbruchssituation umzugehen.

Werner Kaiser – ursprünglich katholischer Priester, später 12 Jahre Psychotherapeut, heute pensioniert – führt die Geschäftsstelle des Vereins «Integrale Politik» (www.integrale-politik.ch). Wie Josef Stadlers Managementberatung geht auch das Entwickeln einer integralen Politik von den Gedanken und Impulsen eines Jean Gebser und Ken Wilber aus. 2005 wurde durch Ko-Adaption eine Kerngruppe aus je zehn Frauen und Männern gebildet, 2007 ein Verein gegründet (heute 260 Mitglieder), und zurzeit entwerfen Arbeitsgruppen – ausgehend von der 52-seitigen Schrift «Grundlagen integraler Politik. Für eine tief greifende Erneuerung der Gesellschaft» – als «Lose-Blatt-Sammlung» ein Parteiprogramm, denn 2010 soll die Partei «Integrale Politik» erstmals auftreten, wobei man auch auf Politikmüde und bisher Desinteressierte setzt. Die von Kaiser knapp umrissene neue Sicht auf a) Welt und

und Mensch, b) Politik und Wirtschaft sowie c) eine neue Art des Politisierens fanden breite Sympathie. Hitzig diskutiert wurde jedoch die Frage, ob es denn nötig und sinnvoll sei, die Inhalte oder besser: Haltungen einer integralen Politik im «Gefäss» einer politischen Partei in die helvetische Politik zu tragen – oder nicht eher über staatsbürgerliche Schulung, eine politische Bewegung, einen sich einmischenden Thinktank oder ein integrales Coaching für PolitikerInnen. Niemand wunderte sich über Kaisers Lachen darüber, dass das alles im Verein bereits längst diskutiert worden – und man trotzdem zum Schluss gekommen sei, es fürs erste einmal mit einer Parteigründung zu probieren. ♦

5. Gnostizismus als Schatten in Gebsters Werk?

Peter Gottwald

Die Gnosis gilt als ein altherwürdiges Gedankengut aus der Zeit des Übergangs zwischen mythischem und mentalem Bewusstsein. Überliefert werden nun nicht mehr nur Mythologeme, sondern es entstehen erstmals «Geschichten», die zu Denküberlieferungen wurden. So kann uns Thomas Mann in «Joseph und seine Brüder» die Geschichte vom «ersten Menschen», Jean Gebser die Geschichte von der «Entdeckung der Seele» erzählen. Es entstehen Kosmogonien, Vorstufen einer Erlösungsreligion, eine Vorstellung vom Abstieg des Geschöpfes in Materie und Sünde, von seinem Aufstieg zu höheren Sphären, zum Göttlichen.

Dieses Gedankengut überlebt heute noch in den Geheimwissenschaften, in den Lehren der Freimaurer und Rosenkreuzer, Theosophen und Anthroposophen – und dies trotz der Bekämpfung durch die christlichen Religionen, für die es nur eine wahre, nämlich die vom Heiligen Geist gewirkte Gnosis gibt (Enomiya-Lassalle), und durch die Wissenschaften bis hin zur modernen Kosmologie andererseits.

Gebser erwähnt diese Traditionen an verschiedenen Stellen von «Ursprung und Gegenwart», ohne näher auf sie einzugehen; vornehmlich werden sie im Kontext der Wahrnehmung der mythischen Bewusstseinsstruktur zitiert. Ausdrücklich aber distanziert sich Gebser am Schluss des Werkes von all diesem: *«Die integrale Bewusstseinsstruktur... enthält auch nicht den Schatten einer Hybris und ist durch ihre christliche Geprägtheit vor allen Missdeutungen etwa im Sinne Nietzsches oder der Gnostik, deren Überlehren auch Macht- und Gottähnlichkeits-Ansprüche einschliessen, gefeit. Dies sei mit allem Nachdruck festgestellt.»* (III/689)

Das sind klare Worte, an denen es nichts zu deuteln gibt. Warum also dann von einem «Schatten» sprechen? Weil Gebsters eigene «Aussagen» (oder Eteologeme) doch immer wieder so weit «ausgreifen» und damit «andeuten», dass ich Schwierigkeiten mit ihrer Interpretation habe. Erstes Beispiel ist schon das berühmte *Der Ursprung ist immer gegenwärtig*. Die Rede von «Ursprüngen» (des Kosmos, des Lebens, der Arten) ist seit langem schon den Wissenschaften überantwortet worden – sehr zum Leidwesen der christlichen und anderer Religionen. Besteht Gebser damit auf der christlichen Tradition? Und wie steht es mit dem Ausdruck «die goldene Fülle des Todes» (Die schlafenden Jahre)? Ganz zu schweigen von manchen «Stellen», in denen Gebser über «Jenseits und Diesseits» spricht, über ein «Jenseits», das es geben kann oder auch nicht? Ohne hier schon näher auf solche Textstellen einzugehen, halte ich für mich fest, dass ich sie einerseits als Äusserungen des Respekts vor der Endlosigkeit der «Welt» und den Grenzen unseres Wissens wahren

kann, andererseits aber auch als Ausdruck eines Wunsches sehen kann, etwas mehr anzudeuten, als eben den Wissenschaften zu entnehmen wäre an Trost und Verheissung – die ja nichts dergleichen bieten. Blicke man also ein nüchterner Wissenschaftler, somit gleichsam trostlos, so muss man doch nicht trostbedürftig bleiben: Ein spiritueller Weg, vielleicht sogar eine spirituelle Erfahrung, könnte einen (wie auch Gebser selber) solcher Bedürftigkeit entheben! Wie dann (darüber) und über die Welt zu reden wäre, bliebe eine offene Frage, ein neuartiges Projekt des «Miteinander», zu dem wir in der Gebsergesellschaft gewiss einen nüchternen Beitrag leisten können.

**Aus einer Antwort von Rudolf Hämmerli auf diesen Text
in einem Mail an Peter Gottwald**

Der gnostische Gebser, Gebsters Schatten? Ein kurzer Beitrag meinerseits zu einer längeren Diskussion, zu der du mit Recht einlädst:

Keinen Trost (falschen Trost), keine Hoffnung (falsche Hoffnung) nötig zu haben ist ein grosses Geschenk. Ohne falsche Hoffnung zu leben, ist nur möglich, wenn man aus dem Urvertrauen lebt. Ja, es gibt den sokratischen Gebser, der den Horizont frei macht. Darum habe ich bei Gebser schon immer das Gefühl gehabt, da kann ich durchatmen, da habe ich eine freie Brust. Die Aussagen über Ursprungs-Gegenwärtigkeit, über die «goldene Fülle des Todes» sind für mich aber, anders als für dich, nicht gnostische Aussagen, nicht solche, die sich an eine alte Tradition anlehnen, sondern gerade anders herum Aussagen, die deshalb ähnlich scheinen wie gnostische Aussagen, weil sie aus einer ähnlichen Erfahrung kommen, wie es die echten «gnostischen» Aussagen wohl auch tun. Es geht bei deiner Kritik auch darum, dass an einigen Stellen, Gebser für dich wieder eine Art Glaubenstradition einführt, die er wesentlich nicht mehr nötig hat. Das sehe ich anders. Jenseits von agnostischem und gnostischem Standpunkt, Standpunkte, die sich in ihrer Widersprüchlichkeit herausfordern und auch überprüfend ergänzen, jenseits also von Religion gibt es die Erfahrung des Urvertrauens, der Erleuchtung, wenn du willst, des Lebens «in der Liebe Gottes», alles Bilder, Wörter, bedingt und begrenzt für eine Erfahrung, die es nicht ist. Es gibt aber, da geb ich dir Recht, einen dritten Gebser, der ist zeitbedingt. Dazu rechne ich Aussagen, die dem esoterischen oder auch exoterischen (z. B. Wissenstand seiner Zeit) Umfeld seiner Zeit verpflichtet sind. Das sind für mich interessante Aussagen ohne jegliche Verbindlichkeit, Zeitkolorit. Übrigens ist ja Aurobindo viel wichtiger für Gebser als jegliche gnostische Tradition. Aber er hat sich, wie er selber in «Asien lächelt anders» schreibt, vor der Mutter in Pondicherry nicht verneigt, er ist irgendwie sperrig gegen Religionsbildungen, was mir wie dir gefällt. Ich bin wie du am nüchternen Gebser interessiert, an der Klarheit seiner Sicht, an der Öffnung des Geistes, die er ermöglicht. ♦



Max Diel, Portrait Gebser, 2005, 50×65 cm

Hinweise auf Neuveröffentlichungen

1)

Bemerkungen zu Gebasers Übersetzungen spanischer Dichtung

Jean Gebser ist ein Denker, der über das Dichten und seine literarische Übersetzungstätigkeit zum Philosophieren fand. In diesem Prozess bedeuteten seine in Spanien verbrachten Jahre (1931–1936) einen Wendepunkt. Davon zeugen unter anderem auch Gebasers Übersetzungen spanischer Dichtung. *Federico García Lorca*, *Vicente Aleixandre*, *Luis Cernuda*, *Jorge Guillén*, *Emilio Prados*, *Manuel Altolaguirre*, *Pedro Salinas* und *Rafael Alberti* sind grosse Namen unter den (spanischen) Dichtern des 20. Jahrhunderts, von welchen Gebser in den Jahren 1934/35 Gedichte ins Deutsche übertragen hat; insgesamt sollen es 135 Gedichte gewesen sein, 46 Übersetzungen wurden schließlich 1936 in der von *Victor Otto Stomps* geführten Rabenpresse veröffentlicht, an deren Aufbau in Berlin Gebser mitgewirkt hatte. Die Neue spanische Dichtung (Berlin 1936) ist von Gebser und *Roy Hewin Winstone* herausgegeben worden. Im knapp gehaltenen Vorwort bekundeten die beiden den Wunsch, der vorgelegten Anthologie möge eine zweite folgen. Den Band «Spanische Dichter der Gegenwart», der 1939 im Hans Feuz Verlag (Bern) hätte erscheinen sollen, sollte eine Titelvignette von *Pablo Picasso* zieren. Es blieb jedoch bei der Ankündigung.

Im Herbst dieses Jahres wird von den 1936 unberücksichtigt gebliebenen Übersetzungen eine Auswahl veröffentlicht werden; im Band

«Lass mir diese, meine Stimme» – Spanische Dichtung (Berlin 2009)

ISBN 978-3-910172-68-5

werden zudem drei Zeichnungen Picassos, drei Manuskript-Seiten Gebasers und ein Brief von Stomps aus Gebasers Nachlass als Faksimiles abgedruckt. Mit der Herausgabe der Übersetzungen, jetzt in der Corvinus Presse, schliesst sich gewissermassen ein Kreis. Eine von Gebser in den späten 1930er Jahren verfolgte Unternehmung wird zu einem Abschluss gebracht; das veröffentlichte Werk von Jean Gebser werden 24 Übersetzungen ergänzen. Der von *Lukas Dettweiler*, *Hendrik Liersch* und *Elmar Schübl* herausgegebene Band wird ausserdem einen ausführlichen Beitrag Schübls umfassen, der den drei Brennpunkten von Gebasers Lebenswerk – Dichtung, Übersetzung und Philosophie – gewidmet ist. ◆

2)

Ulla Pfluger-Heist: Mal sehen, was das Leben noch zu bieten hat.

Ulla Pfluger-Heist nimmt uns mitten hinein in das Abenteuer Leben und ihre klare, empfindsame und zugleich kraftvolle Sprache übersetzt kongenial die inhaltlichen Etappen dieses Weisheitsweges. Das mehrfach zitierte Leitmotiv aus einem Gedicht von Mary Oliver – «Sage mir, was hast Du vor mit Deinem einen, wilden, kostbaren Leben?» – ruft im Leser immer wieder aufs Neue eine durch innere Fragen belebte Anteilnahme wach, die einen mühelos von Kapitel zu Kapitel führt. Dabei veranschaulicht die Autorin ihre Thesen nicht nur mithilfe von Beispielen aus Otfried Preusslers «Kleiner Hexe» und aus Joanne K. Rowlings «Harry Potter» sondern auch durch Schilderungen von Reifungskrisen einiger ihrer Klienten und ergänzt ihre Ausführungen immer wieder mit erhellenden Zitaten aus der

Weisheitsliteratur. Windung um Windung wird der Leser so immer tiefer in das Mysterium der Weisheit eingeführt. Der Spannungsbogen zwischen dem Wachstumswissen des göttlichen Kindes in uns und dem im praktischen Leben erworbenen Erfahrungswissen wird dabei als ein wesentlicher dynamischer Faktor der seelischen Entwicklung aufgezeigt. Dass sich v. a. die Psychosynthese intensiv mit der Integration dieser Pole befasst und das evokative «Werde, was Du bist!» (Ferrucci) das Ziel dieses zutiefst weisen Prozesses benennt, lässt die Psychotherapeutin Ulla Pfluger-Heist unaufdringlich in ihre Ausführungen einfließen.

Was es entwicklungs­mässig braucht, um das Rüstzeug eines Weisen zu erwerben, erläutert die Autorin anhand der 5 Säulen der Weisheit, die auf Forschungen der Psychologie­professorin Ursula Staudinger zurückgehen. Aber auch hier gelingt das schier Unmögliche: statt einer trockenen Wiedergabe der schwierigen Inhalte wird jeder Aspekt höchst lebendig, kreativ und organisch entwickelt, sodass sich am Ende eines zum anderen fügt und der zu Beginn bildhaft eingeführte Baum



als Symbol gewachsener Lebens-Ganzheit am Ende vor dem inneren Auge des faszinierten Lesers steht. Weder wird das «Weise-Werden» als ein nur Auserwählten vorbehaltenes Lebensziel dargestellt, noch wird versprochen, dass nach dem Lesen eines Ratgebers jenes leicht zu erreichen sei – vielmehr wird die Motivation geweckt, sich auf den Weg zu machen, um das Leben nicht nur zu bestehen, sondern als ein höchst individuelles Kunstwerk zu begreifen, das jeder selbst gestalten kann.

Ulla Pfluger-Heist beschränkt sich dabei aber nicht nur auf die individuellen Aspekte dieses Weges – sie rückt auch den Generationen übergreifenden Blick in den Fokus und das Eingebundensein in eine grössere Ordnung, die sinnstiftend wirkt. ♦

Antje Sommer

Veranstaltungen

7. Gebsertreffen in Bern 30.10.2009

Es geht bei diesem Treffen um das Integrale in der modernen Dichtung.

Dr. Anna Stüssi erzählt von ihrer herausgeberischen Arbeit für das Werk von Ludwig Hohl. Sie stellt damit einen wichtigen Autor vor, der das aperspektivische Bewusstsein in vieler Hinsicht berührt.

Dr. Rudolf Hämmerli spricht über Zeitbewusstsein und Zeitgestaltung in der modernen Literatur – auch im Hinblick auf die konkrete Lebbarkeit von Zeitfreiheit. Ausgangspunkt der Betrachtung wird eine Bemerkung Ralf Rothmanns sein: «Ich möchte mal eine Geschichte vom Tod her erzählen ...»

XXXIV. Gebsertagung in Bern vom 15. bis 17. Oktober 2010: Wege zur neuen Wirklichkeit

Es soll eine Tagung werden, in welcher Menschen aus ihrer Praxis heraus zu uns und vor allem auch mit uns sprechen. Wir planen deshalb neben den Vorträgen auch ein offenes Podium, wo einerseits Leute mit Kompetenz und mit der nötigen Vorbereitung zum Thema anwesend sind, andererseits auch das Publikum mitreden kann. Nach der Berner Tagung 2008, bei der die Auseinandersetzung mit der Religiosität im Zentrum stand, soll jetzt die konkrete Wirklichkeit des Einzelnen und der menschlichen Gemeinschaft im Vordergrund stehen.

«Wodurch aber wird denn die neue Wirklichkeit konstelligiert? Sie ist, wenn auch noch kein Resultat, so doch eine Antwort. Sie ist unsere Antwort, die Antwort unserer Epoche auf Gegebenheiten, die auf uns warten oder auf uns zukamen. Sie ist unsere Notwendende Antwort auf den Weltgedanken, der sich in uns, da das Rationale weitgehend erschöpft ist, Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen sucht. Sie ist, weil das Rationale vorwiegend nur noch Leerlauf produziert, ein Hinweis darauf, dass wir eine neue Form des Bewusstseins auszubilden begannen, die diesem Weltgedanken zu antworten vermag.»

Jean Gebser in: «Wege zur neuen Wirklichkeit», S. 22 ◆

Gebser Rundbrief

Informationsblatt der JGG

Nr. 32

April 2009

Herausgeber und Redakteur:

Dr. Rudolf Hämmerli

Layout:

Hans Peter Wermuth

infopub@bluewin.ch

Jean Gebser Gesellschaft (JGG)

Präsident und Vorsitzender der Sektion Schweiz

Dr. Rudolf Hämmerli

Platanenweg 8

CH-3013 Bern

E-Mail: haemmerlirudolf@bluewin.ch

Vizepräsident und Vorsitzender der Sektion Deutschland

Prof. Dr. Dr. Peter Gottwald

Ziegelhofstr. 23

D-26121 Oldenburg

E-Mail: pjgottwald@web.de

Vorstand

*Ch. Bärtschi, E. Jobner Bärtschi, Dr. R. Hämmerli,
S. Hunziker, Dr. U. Krattiger (Schweiz)*

Dr. H. Atmanspacher, Prof. Dr. Dr. P. Gottwald

Ehrenmitglied: *Prof. N. K. Barstad (USA)*

Website der JGG: www.integraleweltsicht.de